



Das Migros-Museum für zeitgenössische Kunst in Zürich mit neuem Aufbau (links). Ohne Hedy Graber, Kulturchefin der Migros, wäre es nicht möglich gewesen (rechts)



Fotos (Ausschnitte): Thies Wächter (l.), Doris Fancioni

Welch Diplomatin der Künste!

Dieses Wochenende öffnet das wichtigste Zentrum für zeitgenössische Kunst wieder seine Tore – dank Hedy Graber, Kulturchefin der Migros. Wie hat sie das Zürcher Löwenbräuareal gerettet?

VON DANIELE MUSCIONICO

Die Frau im gebauschten Sommerkleid hüpfte aus ihrem Stuhl, die nackten Arme in der Luft, das Lachen eine Detonation. Aus der Tiefe ihrer Kehle und ihrer Erinnerung formiert sich eine verbale Salve: »Chrotte-Musik!« Hedy Graber erinnert sich an ein Schlüsselerlebnis, und wo Hedy Graber ist, da ist Bewegung, der Schlüssel zum Erlebnis.

An den Internationalen Musikfestwochen Luzern war es. Die wilde Gymnasiastin, ein Hippie damals, indische Kleider, bunte Wollsocken, saß zusammen mit ihrer Mutter Hedi Salquin, der ersten Dirigentin der Schweiz, im Publikum. Die beiden hörten zu, wie Yehudi Menuhin und Ravi Shankar gemeinsam musizierten, Violine und Sitar – und urplötzlich verstand Hedy, dass ihr Weg der Umweg sei. Was für eine Macht muss Musik haben, dass sie zu einem solchen Schlüsselerlebnis führen kann! Sie wollte Wände sprengen, Menschen zusammenbringen, und das durch Kunst. Die höhere Tochter brach die Schule ab, zog von zu Hause aus, und wenige Jahre und ein Kunstgeschichtestudium später stand sie mit dem Schlagbohrer zur Stelle: Als Kuratorin der Kunsthalle Palazzo Liestal regte sie – gemeinsam mit ihrem Studienfreund Philip Ursprung, heute Kunstprofessor der ETH Zürich – Installationen einer Unbekannten namens Pipilotti Rist an. 1992, früher als jede Galerie.

Heute hat Hedy Graber den Schlagbohrer zur Seite gelegt. Sie stopft nun Löcher. Sie verwaltet den wohl größten Geldtopf des Landes, den ein privates Unternehmen Kunst und Kultur zur Verfügung stellt. Etwa 28 Millionen Franken werden es sein, so genau darf man das nicht wissen. Graber arbeitet beim Migros-Genossenschaftsbund und leitet dort die Schlüsselstelle Direktion Kultur und Soziales. Und hier ist Diskretion *corporate policy*, Unternehmenspolitik.

Und genau aus diesen Gründen weiß die Öffentlichkeit wenig von der Rolle, die sie nun acht Jahre lang gespielt hat, seit 2004. Hedy Graber hat das Löwenbräu-Areal, das dieses Wochenende neu eröffnet wird, für die Kunst gerettet. Nirgendwo sonst in Europa wird derart viel an relevanter Gegenwartskunst auf derart wenig Platz angeboten wie im erweiterten und neu umgebauten Industriegelände in

Zürich-West. Hier sind die wichtigsten Galerien des Landes versammelt (unter anderem stellt hier auch der weltweit renommierte Kunsthändler Iwan Wirth aus), die Kunsthalle Zürich sowie das firmeneigene Migros-Museum. Und dies vor allem dank den diplomatischen Diensten der Migros-Kulturchefin.

Schon Gottlieb Duttweiler hatte für sein Unternehmen Kunst gesammelt. Doch erst 1996 gründete man das Migros-Museum für Gegenwartskunst, die damalige Kulturverantwortliche Arina Kowner beschloss den gemeinsamen Einzug mit weiteren Kunstinstitutionen und Galerien in die Räumlichkeiten einer ehemaligen Zürcher Brauerei, dem Löwenbräu-Areal. Das war die Geburtsstunde des Museums in seiner heutigen Form.

Hedy Graber hatte die entscheidende Idee, wie das Areal für die Kunst zu erhalten wäre

Bloß, das Museum wie auch alle übrigen Institutionen auf dem Areal führten ein provisorisches Dasein mit befristeten Mietverträgen. Und diese liefen aus. 2010 wurde das Areal für den Umbau geschlossen. Wenn es dieses Wochenende wiedereröffnet wird, ist Hedy Graber maßgebend dafür verantwortlich, dass der Umbau und die Finanzierung in der vorliegenden Form zustande kamen. Sie schmiedete Allianzen und brachte mit politischem Geschick die beteiligten Parteien an einen gemeinsamen Verhandlungstisch – und hielt sie dort während acht Jahren bei der Stange und bei Laune. Mit einem entscheidenden Wendepunkt. Nach zähen Debatten, dem Erstellen neuer Zonenpläne, einem Architekturwettbewerb, einem Abstimmungskampf im Gemeinderat, der den Gestaltungsplan gutheißen musste, nach langen Wartezeiten und Blockaden durch diverse Einsprüche, nach Tiefschlägen durch die Wirtschaftskrise 2008 folgten die Beteiligten dem von Graber angeregten Modell: Die Stadt Zürich, die Stiftung Kunsthalle Zürich und der Migros-Genossenschaftsbund schlossen sich zur Löwenbräu-Kunst AG zusammen und erwarben die Räume im Stockwerkeigentum.

Die neue Aktiengesellschaft erwarb das Land und Teile des Löwenbräu-Areals und vermietet die Flächen

langfristig an bestehende und neue Mieter aus dem Kunstbereich. Zum ersten Mal seit 1996 ist damit der Standort für die Kunst gesichert. Im neuen Kunstzentrum mit Wohnhochhaus und Bürogebäude, das die Architekten Gigon/Guyer und das Atelier ww realisierten, stehen heute mindestens 4500 Quadratmeter für kulturelle Nutzung zur Verfügung.

Wenn es tatsächlich stimmt, was die nationale und die internationale Kunstkritik mit Blick auf das neue Löwenbräu-Areal bereits orakeln – die Explosion eines Stadtteils, Zürichs Platz auf der Weltrangliste der Kunststädte und das Erwachen der Stadt überhaupt –, dann hat sich Hedy Graber mit ihrer jahrelangen Arbeit ein Denkmal verdient. Sicher ist: Auf dem Weg zu einer postheroischen Kunst ist der Kunst eine Heroine des Verhandlungsgeschickes gewachsen.

Für Graber war seit ihrem Amtsantritt 2004 klar: Das Areal, das seit 1996 zehnmal den Eigentümer gewechselt hatte, weshalb zehnmal die Mietpreise neu verhandelt werden mussten und die Zukunft für die Mieter zur Disposition stand, sollte als Standort für zeitgenössische Kunst erhalten bleiben. Durch Beharrlichkeit und Fantasie gelang es ihr, auch die letzte Eigentümerin, die Swiss Property, verkaufsbereit zu halten. Das ist keine Kleinigkeit bei den rasant steigenden Immobilienpreisen in der Stadt. Und im entscheidenden Moment konnte Graber die firmeneigene Liegenschafts-Betriebs AG dafür gewinnen, sich zu einem Drittel an ihrem Vorhaben zu beteiligen. Da die Stadt Zürich das Projekt nicht allein hätte finanzieren können, überzeugte sie die Migros, bis zur Eigentumsübertragung mit einem »sehr großen« Überbrückungskredit für das Gebäude zu bürgen.

Und die Zeichen stehen gut. Nicht für das Ehrenmal der handfesten Diplomatin im Hintergrund, sondern für die Aussicht, dass der neue, umgebaute Kunstbezirk den Umbau von Zürich tatsächlich noch einmal beschleunigen wird. Das alte Löwenbräu-Areal zog das erste Multiplexkino der Schweiz nach sich; Galerien, den Prime-Tower aber auch Off-Spaces und illegale Bars, sogar den Schiffbau. Und somit das Zürcher Theaterwunder namens Christoph Marthaler.

Im »neuen« Löwenbräu-Areal soll als Nachbarin im Toni-Areal die zukünftige Hochschule der Künste für zusätzlichen Schwung und Aufbruchstimmung sorgen; und auf den umliegenden ehemaligen Industriebrachen, dem Hardturm-Areal, dem Maag-Areal, dem Pfingstweid-Areal und dem Escher-Wyss-Areal sind noch mehr Wohnhäuser mit insgesamt über 1000 Wohnungen, sind Geschäfte, Restaurants, Parkanlagen und ein Kulturpark geplant. Wie gesagt, wo Hedy Graber ist, ist Bewegung.

Selbst sammelt die Kulturchefin keine Kunst, Besitz bedeutet ihr wenig

Die Vermittlerin ist im Strudel der Ereignisse die Ruhe selbst. Persönlicher Besitz? Er macht träge, glaubt sie, unbeweglich, er bedeutet ihr so wenig wie Glamour und öffentliche Sichtbarkeit. Zwar wohnt sie hinter großen Fenstern in einem Haus der Architekten Andreas Fuhrmann und Gabrielle Hächler, in dem auch Pipilotti Rist wohnt, doch dort, am Fuß des Üetliberg, scheint ihr der Blick über die Stadt zu genügen. Sie hat die kleinste Wohnung gemietet, einen einzigen offenen Raum – möbliert mit nicht viel mehr als mit zwei alten Katzen. Hedy Graber sammelt keine Kunst. Vier kleine Zeichnungen schmücken ihre Wände, und auch das, sagt sie, »müsste nicht sein«.

Was sein muss? Ihr Schild aus Verbindlichkeit, das sie bei ihrer Überzeugungsarbeit unbestechlich machen soll, hinter dem sie jovial wirkt, doch manchmal auch unerreichbar. Ihre hohen Maßstäbe, die sie an sich selbst anlegt, an welchen sie aber auch ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter misst. Und sie ist eine Ästhetin, die weiß, was ihr gefällt. Nach dem Umzug ihrer Abteilung ließ sie an der neuen Adresse als Erstes, natürlich, alle Wände entfernen. Luft, Licht, Transparenz, um es so zu sagen. Sie war zwar nicht mehr persönlich mit dem Schlagbohrer zur Stelle, aber sie hat die Kritik ihrer Mitarbeitenden persönlich entgegengenommen – und in allgemeines Wohlgefallen umgewandelt. Ihre eigenen Bürowände sind aus Glas. Eine Frage der Einstellung, eine Frage der Haltung. Kein Problem für jemanden, bei dem Haltung von standhalten kommt.

»Sie lernen dafür den Direktor kennen«

Wer in der Schweizer Kunstwelt Karriere machen will, muss sich mit einem Gehalt unter der Armutsgrenze begnügen. Nun regt sich Widerstand VON MATTHIAS DAUM

Eigentlich sind sie selber schuld. Gezwungen hat sie niemand. Sie hätten etwas anderes studieren können, Betriebswirtschaft oder Juristerei. Aber nein, sie wollten unbedingt ihren Traum verwirklichen, Teil der großen Kunstwelt zu sein. »Ja, so kann man es natürlich auch sehen«, sagt Andreas Rüfenacht – und für einen Moment ist es still in der Telefonleitung.

Rüfenacht, 30 Jahre alt, ist Kunsthistoriker und Präsident von Articulations, einem Verein für den kunsthistorischen Nachwuchs. Und wie viele seiner ehemaligen Kommilitonen arbeitet er noch heute, drei Jahre nach Studienabschluss, als Volontär – zurzeit an einem Museum in Basel.

Und wie viele junge Kunsthistoriker wird er dafür schlecht bezahlt. Sein Monatslohn beträgt 2300 Franken.

Genau Zahlen über die Tieflohnbranche Kunstbetrieb kennt niemand. Und kaum jemand mag darüber öffentlich reden. Die Branche ist ein *people business*, ohne Kontakte geht nichts. Das beginnt bereits im Studium, wenn Professoren von den Institutionen angeschrieben werden, welche ihrer Studenten sie für ein Praktikum empfehlen könnten. Wer will da schon als Anschwärzer gelten?

Aber hört man sich in der Szene um, wissen alle eine Praktikumsgeheule zu erzählen. Etwa die lic. phil. Kunsthistorikerin mit Berufserfahrung, die sich im Zür-

cher Museum für Gestaltung um ein Praktikum bewarb und dafür 1500 Franken im Monat kriegen sollte. »Dafür lernen Sie den Direktor kennen«, beschied man ihr, als sie das tiefe Gehalt ansprach. Sie lehnte die Stelle dankend ab.

Die meisten jungen Kunsthistoriker wollen ihre Storys jedoch nicht in der Zeitung lesen. Zu gut sei die Szene vernetzt. Aber eigentlich muss man sich nur durch die Stelleninserate arbeiten.

Da sucht das Luzerner Kunstmuseum für monatlich 1000 Franken brutto willige Studienabgänger, die ein breites Wissen in der Schweizer Kunst von 1800 bis zur Gegenwart mitbringen. Ihre Aufgabe ist es, die Bestände des Museums zu inventarisieren.

Einen wissenschaftlichen Volontär, genauer gesagt: den Kunsthistoriker-Superstar, sucht seinerseits das Tinguely-Museum in Basel. Gefordert sind: »Sehr gut abgeschlossenes Studium, perfektes Deutsch sowie sehr gute Sprachkenntnisse in Englisch und Französisch. Überdurchschnittlicher Einsatz und Bereitschaft zu unregelmäßigen Arbeitszeiten.« Bezahlung: 2000 Franken.

Die renommierte Zürcher Burger Collection, eine private Kunstsammlung, bezahlt ihren Praktikanten 800 Franken brutto für eine 80-Prozent-Stelle. In einer E-Mail an einen interessierten Bewerber macht die Ga-

leriemitarbeiterin keinen Hehl daraus, dass man eine billige Arbeitskraft und keinen Sachverständigen sucht: »Erfahrungen im Ausstellungsbereich und dergleichen erwarten wir nicht. Das Interesse und gegebenenfalls Erfahrung in Büroarbeit (wie telefoniere ich, wie schreibe ich einen Brief, ein Protokoll etc.) ist für uns wichtiger.«

Zur Erinnerung: In der Schweiz liegt die Armutsgrenze bei 2450 Franken. Anständig bezahlt werden Praktikanten nur in den Museen des Bundes.

Wenn Gelder gestrichen werden, wird die Personallage mit Praktikanten überbrückt

Wieso aber machen die Kunsthistoriker dieses Spiel mit? Schließlich bringt kaum ein Uni- oder ETH-Abgänger, egal in welchem Fach, genügend Berufserfahrung mit, um in einer Firma als vollwertige Arbeitskraft eingesetzt zu werden. Trotzdem muss sich kein Maschinenbauingenieur den Berufseinstieg derart erleiden.

»Es gibt viel zu viele von uns«, sagt Andreas Rüfenacht. Er selbst hat sich in Basel gegen 70 Mitbewerber durchgesetzt; wohlgermerkt, es ging um eine Volontariatsstelle. Das Kunstgeschichtestudium zieht noch immer viele höhere Töchter und Söhne an, die von Haus aus finanziell abgesichert sind. Sie können sich den pre-

kären Lebenswandel leisten. »Und wer in einer der führenden Galerien ein Praktikum macht und damit seine Karriere vorspart, den interessiert in zehn Jahren nicht mehr, dass er mal untendurch musste«, sagt Andreas Rüfenacht von der Vereinigung der Kunsthistorikerinnen und Kunsthistoriker der Schweiz (VKKS). Viele seiner Vorstandsmitglieder stellen selber Praktikanten an. Wenn Gelder gestrichen werden, dann wird nicht zurückbuchstabiert, sondern die angespannte Personallage mit Praktikanten überbrückt. Und weil auf dem Arbeitsmarkt ein Überangebot an Kunsthistorikern herrscht, können sich Galerien und Museen die besten rauspicken.

Deshalb publizieren Münch und seine Mitsstreiter demnächst ein Positionspapier zum Thema. Die Arbeit der jungen Kollegen soll anständig entlohnt werden, fordern sie. Man spricht von 3500 Franken für einen Masterabsolventen. Ob das etwas nützen wird? »Nichts ist verbindlich für unsere Mitglieder«, heißt es dazu beim Dachverband der Schweizer Museen. Dennoch unterstützt man die Forderung des VKKS.

Am Telefon hat sich Andreas Rüfenacht, der junge Kunsthistoriker, wieder gefangen. »Ja, wir wollen in diesem Bereich arbeiten. Aber es gibt keinen Grund, gut ausgebildete Leute schlecht zu entschädigen.«